

Das transsexuelle Schneiden als Symptom des zweigeschlechtlichen Weltbildes

Transsexuelle befinden sich prinzipiell auf dem Weg in Richtung einer Anpassung an die Normen: sie wollen sich, folgen sie der klinischen Definition ihres Zustandes, einer geschlechts~~angleichenden~~ Operation unterziehen. Die normativen Vorgaben und Denkfiguren für diese Bestrebung haben ihre Wurzeln in der Gesellschaft, die auch die Transsexuellen hervorbringt – und die Möglichkeit, in einer chirurgischen und gesellschaftlich akzeptierten Lösung ein erreichbares Lösungsmittel für einen quälenden psychischen Zustand der Abweichung zu sehen, bedeutet für viele Transsexuelle eine heilende Rettung. Die dabei unweigerlich auftauchende Dialektik der Konstruktion eines erst postoperativ Leben-Könnens und eines Operationszwangs wird dabei von der *normalen* Gesellschaft einseitig positiv gesehen und den Transsexuellen in ihrer problematischen Ganzheit quasi privat und somit unsichtbar aufgebürdet. *Normale* Nichttranssexuelle können damit in ihrer heilen Welt der Zweigeschlechtlichkeit verbleiben und zudem ein bedrohliches Symptom derselben – das noch nicht angepaßte transsexuelle Ungeschlecht – zurechtschneiden, scheinbar ganz im Einverständnis mit den Transsexuellen. Auf diesem Hintergrund wird die Bewegungsrichtung der Transsexuellen – vom Transsexuellen, Transsozialen über das Transnormale zum ganz Normalen – also vom klinisch definierenden, sozial auffälligen Anfangsstadium über zunehmende optische Angleichung an die Norm bis hin zum Ideal der völligen Unkenntlichkeit, dem unsichtbaren Verschwinden im Wunschgeschlecht, verständlich. Für die Möglichkeit, nichtchirurgische und damit weniger *einschneidende* und gefährliche Alternativen zu etablieren ist diese Tendenz zur *ganz normalen* Unsichtbarkeit fatal, weil sie vermeiden hilft, daß eine spezifisch transsexuelle Identität entstehen kann. Und ohne sie bleibt nur die Anpassung an die bereits bestehenden Normen und damit auch deren